

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 62.

Dienstag, 13. März

1928.

(A. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Nummel.

Schon hatte Nied seinem Pferde wieder Richtung auf Neuenburg gegeben. Aber nun konnte den Schimmel selbst seine gute Freundschaft für den Rappen nicht bewegen, ihm nochmals bis Neuenburg das Geleite zu geben und seinerseits auf den schönen Stall von Zeurbrulé zu verzichten. Erst ein wohlgezielter, scharfer Ließ auf seine Kruppe, den Nied ihm mit der Gerte verfehrte, ließ ihn im Galopp abgehen. Langsamer folgte Nied und setzte sich erst von neuem an Frau von Héricourts Seite, als diese ihr Tier wieder in Trab gebracht hatte.

Nieds Vorwürfe, die sie befürchtet hatte, kamen nicht. Im Gegenteil. Er lachte sie, das in der Krampe seines Hutes angesammelte Wasser seitwärts ausgießend, gutmütig und wohlgelaunt an. „Wenn ich nur wüßte“, schrie er ihr zu, „was sich unsere zwei Gäule heute denken mögen. Ich habe längst begonnen, mich vor meinem klugen Herrn Rappen ordentlich zu genieren. Und Ihr?“

Sie schüttelte mit energischer Verneinung den Kopf, und ein leises Lächeln spielte dabei um ihre Mundwinkel. „Schon, schon“, bejahte er für sie. Dann begann er, mit dem Heulen des Sturmes wetteifernd, zum Gleichtakt des Hufschlages zu singen:

Hoi, hoi, hoi, Rapp, Rapp, Rapp,
Geh' nur im Trab, Trab, Trab.
Hoi, hoi, hoi, Rapp, Rapp, Rapp,
Geh' mir zur Hölle nicht ab.
Trab mit mit Glod' und Gebimmel,
Trab mit dem braven Schimmel
Hinauf in den Himmel.
Hoi, hoi, hoi, Rapp, Rapp, Rapp,
Geh' nur im Trab, Trab, Trab.

Diese edle Poesie Nieds hatte wenigstens das Gute, daß es den Pferden offenbar behagte. Aus dem zufriedenen Stimmklang schlossen sie wohl, daß nunmehr die graufamen Meinungsverschiedenheiten von Herr und Herrin offenbar beglichen waren und der Weg endlich zu einem einigermaßen vernünftigen Endziele führen würde. Sie rundeten den Hals und gaben den Kopf schön bei, trotteten nun unbeirrt von Regen und Sturm durch die guten Seeorte, die sie heute schon zum so und so vielen Male durchquert, durch Onnens, Corcelles, Concise, durch Sauge, St. Aubin, Bepair, Boudry und wie sie noch alle heißen, fielen erst ein Stück hinter Colombier in den nun wohlverdienten Schritt.

Kurz vor Neuenburg beugte sich Nied zu Frau von Héricourt hinüber. „Ihr habt mich nun als Reismarschall genommen. Morgen könnt Ihr mir widersprechen, könnt mich herumkommandieren, so viel Ihr wollt und so lange es Euch Blasier macht. Für heute aber müßt Ihr mir die Zusage geben, daß Ihr Euch unbedingt mir fügen werdet.“

Es war, als ob Frau von Héricourt nicht gehört habe. Sie gab nicht laut.

„Gnädigste Frau von Héricourt“, wiederholte Nied lachend, „im Interesse Eurer Sicherheit und Eurer Gesundheit muß ich für heute unbedingten Gehorsam verlangen.“

Frau von Héricourt klapperte mit den Zähnen.

„Wie? Und inwieweit?“ brachte sie endlich kurz heraus und maß ihren Begleiter mit etwas mißtrauischem Auge.

„Nur feinerlei unnütze Besorgnis. Nicht ein Haar Eures eigenwilligen Hauptes wird Euch gekrümmt werden. Im Gegenteil, es wird alles geschehen, dies Euer Haar wieder in Ordnung zu bringen. Es sieht in seiner Verwirrung zwar allerliebste, aber gewiß nicht gerade nach dem Coiffeur aus.“

Hört also:

Punkt 1. Wir werden beide zu Neuenburg im wohlrenommierten Gasthof zum „Schwarzen Adler“ absteigen. Ich werde Euch dem Wirt als meine Base, ma très chère cousine, vorstellen.

Punkt 2. Euren schönen Schimmel vertraut Ihr am Eingang meiner Obhut an. Ihr aber werdet Euch sofort in mein Zimmer begeben. Keine Widerrede, gnädigste Frau von Héricourt. In mein Zimmer. Es gibt keine andere Wahl. Mein Zimmer ist wohl und warm durchheizt, während die anderen Räume des Hauses kalt sind. Die Wärme wird Eurem frierenden Körper sehr wohl tun.

Punkt 3. In diesem wohldurchwärmten Zimmer werdet Ihr Euch sofort Eurer nassen Kleider entledigen und ein trockenes Hemd, das ich durch das Kammermädchen besorgen lassen werde, anziehen. Nach dieser Prozedur, die möglichst rasch zu erfolgen hat, werdet Ihr Euch schleunigst in das Bett verfügen, allwo baldigst auch eine Wärmflasche eingefügt werden soll.

Punkt 4. An dies Euer Bett werden Euch wärmende Getränke, Suppe und sonstige Speise, so Ihr befehlen werdet, durch das Hausmädchen gebracht werden. Item wird selbiges Hausmädchen zu gleicher Zeit Sorge tragen, daß Eure Wäsche und Kleider getrocknet werden.

Punkt 5. Quant à ma personne insignifiante, so braucht Ihr Euch nicht weiter um mich zu kümmern, wie auch ich mich nicht weiter um Euch kümmern werde. Ich verschwinde lautlos aus meinem Zimmer. Nur gestattet, daß ich vor Eurem Eintritt meinem Koffer ein Paar Stiefel, ein trockenes Kleid und eben solche Wäsche für meines Leibes Notdurft entnehme.

Punkt 6. Wenn Ihr an das Hausmädchen keine weiteren Wünsche mehr habt, dann werdet Ihr selbst von innen den Schlüssel zu Eurem Zimmer abziehen, ihn höchst eigenhändig unter Eurer Kopfstiffen stecken und dort peinlichst verwahren.

Punkt 7. Alsdann bekommt Ihr Auftrag, einen langen und tiefen Schlaf zu tun. Keinesfalls ist es Euch gestattet, vor 10 Uhr morgens zu erwachen. Mittags werdet Ihr auf Eurem Zimmer essen, werdet Euch überhaupt auf besagtes Zimmer beschränken, bis ich mich wieder bei Euch melden werde. Das wird morgen des Nachmittags bestimmt der Fall sein.

Seid Ihr mit diesen sieben Punkten einverstanden, so sprecht: Ich gelobe feierlich, sie zu halten.“

Frau von Héricourt, die zu Beginn das hochnotpeinliche Verfahren der Aufzählung dieser Punkte mit etwas angstvoller Miene verfolgt hatte, atmete erleichtert auf. „Ich gelobe feierlich, diese sieben Punkte zu

halten. Ich danke Euch auch von Herzen, daß Ihr sie so gnädig formuliert habt.“

„So ist's recht. Ist das nun nicht besser, als wenn wir die Nacht durchritten wären? Denkt nur, nun würde es wohl gerade so weit sein, daß die Lafaien-, Winger- und Kutschereschlacht leidlich in Gang käme. Viel Ehr' wäre, so dicht neben der berühmten Schlacht von Murten, dabei sicherlich nicht aufzuheben gewesen.“

Frau von Héricourt sprang vor dem Gasthaus zum „Schwarzen Adler“ aus dem Sattel mit der Absicht, die beschworenen Neuenburger Artikel redlich einzuhalten. Als Ried sie in sein Zimmer geleitet hatte und mit dem Hausmädchen allein ließ, drückte sie ihm herzlich die Hand. „Habt vielen Dank für Eure Mühe und Plage. Schlaft so gut, wie ich es auch zu tun gedenke. Auf Wiedersehen.“

Ried nahm sich den Wirt vor. „Ich bin sehr zufrieden in meinem Hause und werde Ihn nach Kräften weiter empfehlen. Aber tu' Er mir den Gefallen und trag' Er Sorge dafür, daß der Dame nichts abgehe. Ich werde mich erkenntlich zeigen. Pass' Er auch auf, daß nicht unnützlich über die Sache gesprochen werde. Wir sind beim Spazierritt von dem Unwetter überrascht worden. Er hat ja selbst gesehen, wie schwer Sturm und Regen waren. Man kann einer Dame nicht zumuten, da noch weitere Wege zu machen. Die Dame hat aber selbstverständlich auch keine besondere Freude daran, wenn sie nachträglich noch von den Leuten wegen ihres Mißgeschickes verlacht wird. Das sieht Er doch sicherlich ein.“

Der Wirt nickte und versprach, sein Bestes zu tun, daß die Dame mehr als zufriedengestellt sein Haus verlassen werde.

Bei einigen Flaschen Wein saß Ried noch einige Zeit mit Kirchberg zusammen. Sie hatten noch viel zu besprechen. Erst spät und gegen Mitternacht gingen sie zu Bette. „Fürs erste also“, wiederholte Ried, „bitte ich dich, bis morgen mittag das Haus nicht zu verlassen. Wenn etwa Héricourt oder ein anderer zum Nachspüren käme, so leuchte ihnen hell und deutlich heim. Ich reite am Morgen ab und hoffe nachmittags wieder hier zu sein. Leg mir auch noch deinen Paß bereit. Ich brauche ihn vielleicht morgen. Gute Nacht, Kirchberg...“

In aller Morgenfrühe des nächsten Tages ritt Ried in nordöstlicher Richtung davon. Am Bielersee, in Neuenstadt oder Neuenville, wie der freundliche Ort mit dem reichen Gartenschmuck und den eisenumrankten, altersgrauen Türmen noch häufiger genannt wurde, angekommen, stellte er sein Pferd im ersten Gasthof des Städtchens, im Hotel du Faucon, ein und fragte nach einem Schiffer oder Fischer. Man gab ihm zwei Namen auf.

„Ich will nach der Petersinsel“, sagte er dem ersten Mann, an den er gewiesen worden war.

„Nein, geht nicht“, antwortete der mit einer zerrissenen Jacke und hohle Helleidete, in groben Holzpantoffeln stehende junge Mann und flüchte an einem durchlöcherichten und beschädigten Reize weiter.

„Warum nicht? Warum soll denn das nicht gehen?“

Ohne aufzuschauen und sich weiter in seiner Arbeit stören zu lassen, brummte der Fischer vor sich hin, daß der See zu unruhig sei, als daß er die Fahrt wagen könne. Und käme er selbst nach der Insel glücklich hinüber, gegen den starken Südwest brächte er sein Boot nicht mehr nach Neuenstadt zurück.

„Nichts zu wollen also?“

Der junge Mann schüttelte abweisend den Kopf.

Ried ging zu dem zweiten der ihm empfohlenen Fahrkundigen. „Parfaitement impossible“ sprudelte das kleine bewegliche, quackelberige Männchen heraus und fuhr ihm, erregt gestikulierend, mit beiden Händen fast ins Gesicht. Ried kam vor dem heftigen Wildbach von Einwendungen und Weigerungen gar nicht zu Worte. Er ging zum ersten Fährmann zurück, da er glaubte, bei diesem ein weniger leidenschaftliches, mehr phlegmatisches Maß des Widerstandes vor sich zu haben. Der junge Fischer regte sich auch nicht irgendwie auf, bastelte weiter an seinem zerrissenen Reizwerk herum und

schüttelte auf alle Vorstellungen Rieds hin nur von Zeit zu Zeit verneinend den Kopf.

„Dann leihe' Er mir wenigstens sein Boot. Ich werde selbst fahren.“

„Nein.“

„Der Henter hol' Ihn und sein blödes Nein. Daß Er es sich gesagt sein. Ich reit' von Ihm weg directement zu seinem Landvogt und werde diesem sagen, wie ungeschicklich Er sich gegen einen Fremden von Rang und Stand betragen hat. Er kann sich darauf gefaßt machen, daß ich Ihm eine Suppe einkochen werde, die Er nicht mit Vergnügen auslöffeln wird.“

„Nein?“ kam es fragend und mißtrauisch zurück.

Ried lachte und schüttelte ihn an der Schulter, daß ihm das Reiz entglitt. „Er ist mehr als ein Stoch. Mit Pulver möcht' ich Ihn in die Luft sprengen. Ich will Ihm einen Vorschlag in Güte machen. Nimm' Er den nicht an, bringe ich Ihn um.“ Er legte die Hand auf den Degengriff. „Beseh' Er sich im Gasthof zum „Kalken“ mein Pferd. Das gehört Ihm, wenn ich mit meinem Boote umwerse und ertrinke. Ist's so recht?“

Der Fischer grimste beifällig über das ganze Gesicht, nahm seinen alten Filz von der Bank, stülpte ihn auf den Kopf und erhob sich. Die stille Hoffnung, daß er gegen sein altes brüchiges Boot vielleicht ein stattliches Pferd eintauschen würde, hatte ihn gefügig gemacht. Bei dem hohen Seegang war es immerhin nicht ausgeschlossen, daß sein Gegencontrahent, wenn er es ungeschickt anpackte, nicht wiederkommen könnte. Breitspurig und lärmend trampelte er in seinen Holzpantoffeln neben Ried dem See zu. Das vom Südweststurm aufgepeitschte Wasser war trüb und rollte in schwerer Dünung nach Nordosten, dorthin, wo mitten im See ein Streifen festen Landes sich zeigte, bald bräunlich, bald grün herüberblickend. Dort lag Rieds Ziel, die Petersinsel.

(Fortsetzung folgt.)

Der geborene Chemann.

Von Eva Leidmann.

„Nie im Leben werde ich einer Frau den Gefallen tun, sie zu heiraten“, sagte der sechzehnjährige Hans Graf zu Peter Reif, seinem Schulfreund, nachdem ihm wieder einmal mit Nachdruck von Eltern und Verwandten das studierende Mädel von Fleiß, Ausdauer und Ehrgeiz vorgehalten wurde.

„Ich erkläre mich mit dir für ewig solibarisch“, antwortete feierlich Peter Reif und hob zur Bekräftigung seiner Worte zwei Finger zum Schwur hoch.

Aus der Kinderei wurde fixe Idee. Hans und Peter waren inzwischen dreißig Jahre alt geworden, und keiner der zwei Junggesellen spürte das Bedürfnis, ein eheliches Weib in die mit Abstand erworbene Wohnung heimzuführen. Das „verkorrtete Geschlecht“, das sich jetzt so infam hervorbrängte, durfte nicht unterstüßt werden. Das wäre gelacht!

Dr. Graf mußte für ein Jahr ins Ausland und diese verhältnismäßig kurze Zeit genügte, um Peter Reifs langjährig gehegte und gepflegte Grundfäse von Grund aus ins Wanken zu bringen. Peter verliebte sich in ein sehr modernes, sehr schlankes Mädel mit Abitur. Dieses Geschöpf wollte nicht mehr und nicht weniger, als von Herrn Peter Reif geheiratet werden. Zum Überflus erzählte Reif der hübschen Vili, daß keine Frau der Welt imstande sein würde, aus ihm einen Chemann zu machen. Frauen sind ehrgeizig. Vili's Ehelust wurde geradezu Manie, als Peter auch noch von seinem Freund Graf erzählte, ohne dessen Einwilligung er überhaupt nicht das Recht hätte, zu heiraten — selbst wenn er wollte; aber er wollte nicht.

Vili konnte so überaus scharmant und überzeugend lachen. Sie nannte Peter einen Seelengymnasten mit infantilen Eigenschaften.

„Am besten ist, Sie heiraten sehr schnell und überraschen Ihren Freund mit der Tatsache“, sagte Vili's reizende junge Mutter. Und so geschah's.

Aus Peter Reif wurde ein etwas gedrückter Ehegatte; er konnte seines Schabes nicht eher froh werden, bis Graf zurück war. Und eines Tages war es so weit. Peter ging zum Bahnhof, um seinen Freund abzuholen. Der Tatsache voran ging auch etwas: der erste große eheliche Krach. Vili wollte mitabholen. Sie hatte kein Verständnis für die Wichtigkeit einer Unterredung der Freunde unter vier Augen.

Dieser Hans Graf zerstört tatsächlich unsere ganze Ehe. Du hättest ihn heiraten müssen. — Ich werde mich rächen“, rief Vili mit Dynamit dem bab Entleeren nach.

„Ich habe deinen Wortbruch längst geahnt, mein Lieber. Deine Briefe waren recht eigenartig. Verschone mich jetzt mit der Bitte, recht oft zu euch ins Haus zu kommen und dein trautes Heim als das meine zu betrachten. — Wir können uns ja gelegentlich im Klub sehen, wenngleich ein eingeleiteter Ehemann mit einem geborenen Junggesellen nicht viel Interessengemeinschaft haben kann“, sagte Graf und fuhr mit seinem Wagen weg, ohne sich auch nur einen Augenblick nach seinem Freund umzusehen.

Peter ging zerschmettert heim. Auf seinem Schreibtisch lag ein Brief mit Lillis pompöser Handschrift: „Er oder ich. Entschiede Dich. L.“ Es war zum Berrücktworden. Natürlich sie. Aber Lilli verlangte mit der ihr innewohnenden Energie, Graf müsse zu ihnen ins Haus kommen. Doch dieser Spitzer lachte Peter aus, und was er sagte, war nicht schmeichelhaft für den armen Reif.

Dr. Graf war Mittelpunkt der Reiffischen Ehe. Jeder Streit, jede Meinungsverschiedenheit begann: „Dein Freund Graf“, und endete: „Mein Freund Graf ist kein solcher Schlappschwanz.“ — Peter Reif wurde eines der mit Recht verächtigten Köhne im Winde.

Er reiste ohne seine Frau. „Geh du mit deinem Freund Graf“, sagte Lilli. Um sie zu ärgern, bat Reif seinen Freund, auf einige Postkarten seinen Namen und einen Gruß zu schreiben. „Ich brauche ein Alibi“, sagte Reif als Erklärung.

Lilli erhielt den ersten Kartengruß ihres Mannes, und als sie Unterschrift und Gruß des Feindes las, freute sie sich ungewöhnlich. Nun würde sie den Widerspenstigen bald kennen lernen, das fühlte sie. Begreiflicherweise interessierte sie sich längst mehr für Graf als für den eigenen Mann.

Frau Lilli Reif machte mit ihrem Palasthündchen Wu-Wong einen Ausflug nach Potsdam. Noch nie war sie im Schloß der Pfaueninsel gewesen, heute hatte sie dazu Lust. Der Portier setzte Lilli davon in Kenntnis, daß Hunde nicht mit ins Schloß genommen werden dürfen.

„Auch nicht das winsige Tier, wenn ich es auf dem Arm trage?“ Der Portier würdigte sie keiner Antwort mehr. Lilli wollte sich gerade mit ihm anlegen, als ein eleganter Herr vor ihr den Hut küßte und sich erbot, auf das bezaubernde Tier zu achten, bis die gnädige Frau zurück sei. Lilli zögerte mit einer Antwort. Der Mann sah fabelhaft aus; aber wie konnte sie ihren kostbaren Lieb- ling einem Fremden überlassen? — Diese Gedanken erriet der freundliche Herr. Er zog einen Ausweis aus der Tasche und sagte: „Dr. Graf.“

Lilli wurde weiß wie eine Kalkwand. Sollte das — der Freund ihres Mannes — nein, nein. Das stimmte nicht. Sie hatte erst heute morgen wieder einen Kartengruß der Beiden erhalten. Aber komisch blieb es doch.

„Danke für Ihre Liebenswürdigkeit; aber ich habe jetzt keine Lust mehr, ins Schloß zu gehen“, antwortete Lilli freundlich. Dr. Graf blieb an ihrer Seite. Es kam ganz von selbst, daß sie zusammen Tee tranken. Wu-Wong sah kokettierend auf den Knien des neuen Liebenswürdigen Freundes. Lilli erzählte von ihrem vertriebenen Gatten, der mit einem Freund in Italien war, „und der Freund heißt zufällig Graf und Doktor ist er auch“. Lilli kramte in ihrer Handtasche, zog einige Postkarten heraus und reichte sie ihrem Bisavis.

Grafs verdunktes Gesicht ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß er mit dem Herrn der Unterschrift identisch war.

„Sind Sie der Freund meines Mannes — und mein Feind?“

„Ihr Feind — gewesen.“

„Was bedeutet die Unterschrift, Herr Doktor?“

„Reif hat mich darum gebeten.“

„Sooo“, sagte Lilli, und sie war nicht im geringsten Angeknippt.

Von jetzt ab ging alles den Gang, den Theaterstücke und Romane gehen. Lilli und Hans liebten sich von Tag zu Tag mehr und mehr, und es hatte den Anschein, als wäre Peter Reif nur der Wegweiser zum Ziel gewesen.

Unverhofft kam der Gatte zurück. Das Mädchen sagte ihm, daß die Gnädige zwar zu Hause sei, aber Besuch von Herrn Dr. Graf hätte und daß der Herr jeden Abend hier wäre. Peter freute sich. Er glaubte, seine Frau hätte ihm, Peter zu Liebe, diese für ihn so kostbare Verbindung angeknipst. Als er aber die Beiden zusammen sah, hörte, wie sie sich jeden Augenblick versprachen, ging ihm ein Licht auf.

Bernünftige Menschen sind eine angenehme Erfindung. Hans Graf und Peter Reif sprachen sich aus, versöhnten sich, und es stellte sich heraus, daß Graf der geborene Ehemann und Peter Reif der eingeleitete Junggeselle war.

Lilli und Hans Graf sind das geworden, was die Dichter „glücklich“ nennen, und wenn sie noch nicht geschieden sind, sind sie's am Ende heute noch gar.

Leipziger Rummelplatz.

Von Rene Boigt.

Vorm Karussell.

Kinderreiche Mutter: „Marda, Baule, Gade, Carl un Gurdchen, jetzt macht awer, daß 'r endlich runterkommt! Das is ja fürchterlich mit eich Kasselbande! Nr sein doch nich unsern guden Babba sei ganzes Wärschafftsgeld versah'n.“

Bier der Kinder krabbeln herab, die sechsjährige Rätche fährt weiter.

Die Mutter (zum Karussell hinauffahrend): „Gädchen! Wa warte nur, du beeses Gind. Was fälltu dir Wärschafft eegenlich ein?“

Rätchen gondelt quatschveranzügt weiter.

Paul (achtjährig): „Nu bis nur schtille, Mulder, brauchst wärtlich nich so zu brilln. De mußt nämlich wissen, untre Gade, die hat ä Gawalter gesunden, där tier se bezahln dut. Willstn fahn? Da mußte warten, bis de Elefante wieder rumkommt, da host 'r druff.“

Auf dem Elefanten aber sitzt mit blasierter Miene ein Dresel- läschoch und blickt gönnerhaft zu Rätchen, die auf dem Schwein vor ihm thront.

An der Wahrsagebude.

Jüngling: „Na, Drude, biste zufrleben drmtt, was de Zicheinerin dir profeseit hat?“

Bachfisch: „Ach, das is ja alles großer Gohl! Ä älter Mann dade sich um mich bemiehn un da sollt'ch nur nich etwa Ree sagen.“

Jüngling: „Nu das wäre doch awer garnich ausgeschloffen, Drude.“

Bachfisch: „Dodal unmeechlich is das.“

Würstchenmann: „Na, Freileinchen, ä baar sachte Beeche gefällig?“

Bachfisch: „Ei freilich, dadruff habb'ch grade ä Mord- abbetit!“

Jüngling: „Siste, hat de Zicheinerin nich recht gehabt: de laast nich Ree?“

Bachfisch: „Nu, wennde's so drehn willst, meinswegen. Aweg die meente doch nadierlich de Piewe un geene Wärschittchen.“

Beim dressierten Seehund.

Der kleine Emil: „Mama, gukema! hier där Walfisch hat ä Hut uffn Gobbe.“

Die Mutter: „Awer mei Gonradchen, das is doch im ganzen Lähm gee Walfisch.“

Der kleine Emil: „Was denne?“

Die Mutter: „Ä Seehund isses, mei Gind. Nr gann ooch drfier sagen: äne Robbe.“

Der kleine Emil: „Woher weektu das, Mama?“

Die Mutter: „Weil's dranschteht an dr Bude, mei Härschen.“

Der kleine Emil (geringschätzig): „Nu dann isses doch geene Gunt!“

Der Vater: „Awer du bist ä Grienschnabel, Gonradchen. So darfstu nich zu dr Mama reden, das geseert sich nich.“

De Mama is doch gescheit, die hätte's ooch so gewußt.“

Der kleine Emil: „Nu das gonnt'ch mr ichon denken, daß ihr wieder zusammenhalten dut gegen mich.“

Leichtes Gepäck.

Seiha, was klagt die Welt über die Zeiten?

Wenn ich kein Köhlein hab',

Kann ich nit reiten;

Wenn ich nit reiten brauch',

Kann ich nit fallen —

Bin mit zwei a'lunden Füß'

Klügster von allen!

Seiha, was kann das Geld

Mich viel genieren?

Wenn du kein' Heller hast,

Kannst nix verlieren;

Wennst nix verlieren kannst,

Brauchst nix zu borgen;

Wenn du kein' Schulden hast,

Hast auch kein' Sorgen!

Seiha, was soll die Lieb'

Mich traurig machen?

Wenn mich ein Mädel küßt,

Küß ich's mit Lachen!

Hält dich kein Liebchen fest,

Kannst freier wandern;

Will dich die eine nit,

Nimmst halt die andern!

Reinhold Eichard.



Die Junggefellin der Gegenwart.

Von Sascha Helene Bechtel (Wiesbaden).

Die Junggefellin unserer Tage gleicht der „alten Jungfer“ vergangener Zeiten ebensowenig wie Feuer und Wasser sich gleichen. Die Junggefellin der Gegenwart ist kein talentloses, verweichlichtes, schrullenhaftes Wesen. Sie ist wetterfest, tatkräftig, zielbewußt. Sie steht mit beiden Füßen auf dem Boden. Sie weiß das Leben richtig anzupacken. Sie räumt sich selbst die Steine aus dem Weg. Ihr Lebensmut ist unerschütterlich. Die meisten Junggefellinnen sind berufstätig und tüchtig. Sie leisten auf fast allen Arbeitsgebieten ebensoviel wie die Männer.

Es soll hier natürlich nicht abgestritten werden, daß die eigentliche Bestimmung des Weibes die ist, Gattin und Mutter zu werden, aber auch diejenigen Frauen, welche — aus sehr verschiedenen Gründen — ledig bleiben, sind heute meist glückliche, pflichtfrohe Geschöpfe, und treuforgende Heimbefizerinnen. Viele von ihnen üben — in der heute gebotenen bescheidenen Weise — herrlichste Gastfreundschaft aus. Manche trauliche Junggefellinnenklausen ist eine wahre Friedensinsel im Lärmgebrause unserer Tage, ein echt deutsches Klein-Paradies mit vielen Blumen, flötenden Kanarienvögeln, sprechenden Erbmöbeln und sonstigen Uraffen-Kostbarkeiten sowie Erlesenheiten aus fernen Ländern. Ich kenne manche liebenswürdige Junggefellin, welche vor Freude strahlt, wenn sie liebe Gäste in ihrer Klausen bewirten und verwöhnen kann.

Auch die ihr angeborene Mütterlichkeit darf die unverheiratete Frau walten lassen. Es ist für eine Frau nicht unbedingt notwendig, weibliche Kinder zu besitzen, um sich in mütterlicher Fürsorge betätigen zu können.

Die geistvolle, warmherzige Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach hat einst das Wort geprägt: „Die Kinderlose hat die meisten Kinder.“ ... Und ist diese Behauptung nicht wahr?! Der Mutter eigener Kinder fehlt meist die Zeit dazu, sich mit den Kindern anderer Leute eingehend zu befassen. Alle ihre Gedanken und Kräfte widmet sie der eigenen Familie. Der unverheirateten kinderlieben Frau aber gehören, ebenso wie der kinderlosen Ehefrau, gleichsam „die Kinder der ganzen Welt“.

Wohin die kinderliebe Junggefellin kommt, gewinnt sie sich die Herzen der Kleinen. Ja, manche Junggefellin ist erzieherisch hochbegabt.

Welcher unendlich reiche Segen geht doch z. B. von der Arbeit und der Persönlichkeit mancher Lehrerin aus! Manche kluge, liebevolle Lehrerin besitzt, ohne tatsächlich Mutter zu sein, zahlreiche Kinder — oft ein ganzes Schulzimmer voll! Und es gibt unter den Erzieherinnen der Jugend wahrhaftige „Kinderherzen-Gärtnerinnen von Gottes Gnaden“.

Vielen Junggefellinnen gelingt es, sich auf ihren Arbeitsgebieten unentbehrlich zu machen. Sie besitzen die hohe Anerkennung ihrer männlichen Mitarbeiter und Vorgesetzten. Gar manche Junggefellin, welche die Not der Zeit aus altnährlichen Verhältnissen herausriß und zum Ergreifen eines Berufes zwang, erringt sich, durch ihre Hingabe an ihre Arbeit, ihre Kameradschaftlichkeit und ihr treffsicheres Urteil die allgemeine Wertschätzung. Die meisten Junggefellinnen unserer Tage sind nicht nur schneidige Leiterinnen und Arbeiterinnen, sondern auch ausgeprägte Persönlichkeiten.

Aber die „Vermännlichung der Junggefellin“ sollen hier nur wenige Worte gesagt werden. Wenn eine Junggefellin gefallen daran findet, ihre angestammte weibliche Anmut zu verleugnen und in Kleidung und Gebaren wie ein Mann aufzutreten, so ist das ihre eigene Privatsache. Sie ist ja Herrin ihres Verhaltens. Ob nun eine solche Vermännlichung der Weibesart schön und angebracht ist — diese Frage wird wohl jeder verständige Beobachter richtig zu beantworten wissen.

Unsere Zeit hat manches gut gemacht. Sie hat uns Menschen aus unserer Verschlossenheit aufgerüttelt. Mit scharfem Messer hat sie manchen Schaden fortooperiert. Sie hat auch — wie vorher schon erwähnt — das unerquidliche „Alteitungsfermentum“ in der Verjüngung verschwinden lassen.

Dafür läßt sie den Stern der tüchtigen Junggefellin immer heller leuchten.

Die ideale Stiefmutter.

Der böse Ruf, der der Stiefmutter seit den Märchenzeiten anhaftet, ist schwer auszurotten, und gewiß verdient ihn so manche. Aber mit einigem Verständnis und gutem Willen kann die zweite Frau leicht zur idealen Stiefmutter werden, deren Bild eine Stiefmutter entwirft. „Die Stellung einer Stiefmutter“, schreibt sie, „verlangt sehr viel Takt, besonders der Stieftochter gegenüber, denn die Stiefföhne leiden viel weniger unter der neuen Mutter. Die meisten Menschen und besonders die jungen sind Liebe und Güte zugänglich. Deshalb muß eine Stiefmutter vor allem zu den Kindern der ersten Frau gut sein, aber sie darf nicht erwarten, daß ihre Stiefföhne sie so lieben, wie die eigene Mutter, das wäre gegen die Natur. Man versuche, ihre Herzen zu gewinnen, aber man sei geduldig und begnüge sich mit dem, was nach menschlichem Ermessen erreichbar ist. Niemals sei eifersüchtig, wenn dein Gatte seinen Kindern eine große Neigung entgegenbringt; bestärke ihn darin. Sprich mit den Kindern von ihrer Mutter und lobe sie. Sind die Stieftöchter erwachsen, so lehre ihnen gegenüber nicht die Mutter heraus, sondern stelle dich zu ihnen wie eine ältere Schwester, die an allem Anteil nimmt, was sie betrifft. Denke stets daran, daß die Stiefföhne ein Anrecht auf ihr Heim haben, und suche es ihnen so angenehm wie möglich zu machen. Wenn du selbst Kinder hast, so stelle eine Harmonie zwischen den Halbgeschwistern her und bevorzuge nie deine eigenen Kinder, sondern sei gerecht. Es ist natürlich, daß du deine Kinder mehr liebst, aber du darfst es nicht zeigen; denn die Jugend hat ein besonders feines Gefühl für Gerechtigkeit. Arbeite auch nicht darauf hin, daß dein Mann deine Kinder mehr liebt als die aus der ersten Ehe; wirke, daß er alle gleich behandelt. In jeder Familie — mit oder ohne Stiefmutter — gibt es Mißverständnisse und Schwierigkeiten; Kleinigkeiten spielen im Alltagsleben eine große Rolle. Wachte auf alles und schaffe aus dem Wege, was dem allgemeinen Frieden hinderlich ist. Sei deinen Stiefföhnen eine treue Freundin, und die Liebe, die du zu ihnen hast, wird dir reichlich vergolten werden.“

Winte für den Frühjahrshausputz.

Stigmälde reinigt man auf folgende Weise: $\frac{1}{2}$ Liter Brantwein, 1 Eiweiß und 3 Gramm pulverisierten Kandiszucker rührt und quirlt man gut durcheinander und bestreicht mittels eines feinen Schwammes mit dieser Flüssigkeit das Gemälde, das vorher mittels eines anderen Schwammes mit frischem Wasser gereinigt worden ist. Dies Verfahren kann ohne Nachteil für die Bilder oftmals angewendet werden; es verhindert das Abspringen der Farbe.

Reinigen blind gewordenen Glases. Die Fenster werden vollständig klar, wenn man sie mit in Regenwasser getauchten Brennesseln scheuert und danach spült. Gläserne Gefäße, in denen ölige, fette Substanzen aufbewahrt gewesen, reinigt man am besten mit der Lauge, die von Buchenholzasche gewonnen wird. Flaschen, in denen Bier, Wein oder Essig war, werden durch Kalk- oder Steintohlenasche gereinigt, während Wasserflaschen oder Goldfischgläser, in denen sich aus dem Wasser Ränder von Kalk gebildet haben, am besten durch hartes Essig oder mit verdünnter Salzsäure gesäubert werden.

Schmutziger Marmor wird wieder wie neu, wenn man wie folgt verfährt: In einer irdenen oder porzellanenen starken Schüssel mengt man mit einem Stück Holz gebrannten Kalk mit einer Wasserlösung von Seife solange, bis ein gleichmäßiger dünner Brei entsteht. Diesen trägt man mit einem flachen Holzstück auf die schmutzigen Marmorplatten dünn auf und wäscht ihn nach 1 bis $\frac{1}{2}$ Tag mit einem Lappen ab. Dann reinigt man die Marmorplatten mit lauwarmem Wasser. Den geschwundenen Glanz von Marmorplatten kann man mit einer Politur von Wachs und Terpentin wieder herstellen. Die Politur erhält man auch fertig in Drogerien.

Reinigung von Gipsfiguren. Abbürsten mit dünner Sodaaflösung und folgender Abreibung mit einem Tuch. Die Figuren mit einem dünnen Magnetsabre bestreichen, diesen trocknen lassen und dann mit harter Bürste abbürsten. Die Figuren gründlich reinigen und dann mit einer Lösung von Zinkweiß zwei- bis dreimal bestreichen, der etwas Gummiarabikum zugesetzt wird.